Studien zur Allgemeinen und Vergleichenden
Literaturwissenschaft 27

Herausgegeben von Eberhard Lämmert, Klaus Reichert,
Karlheinz Stierle und Jurij Striedter, mitbegründet von
Peter Szondi

Rainer Nägele

Text, Geschichte
und Subjektivität
in Hölderlins Dichtung:
»Uneßbarer Schrift gleich«

J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung
Stuttgart

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Nägele, Rainer:

Texte, Geschichte und Subjektivität in Hölderlins Dichtung:

»Unessbarer Schrift gleich« / Rainer Nägele.

– Stuttgart : Metzler, 1985.

(Studien zur allgemeinen und vergleichenden Literaturwissenschaft ; Bd. 27)

ISBN 978-3-476-00572-4

ISBN 978-3-476-03207-2 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-476-03207-2

NE: GT

© Springer-Verlag GmbH Deutschland 1985

Ursprünglich erschienen bei J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 1985

Inhalt

<i>Vorwort</i>	1
<i>Peter Szondi: Text, Geschichte und das kritische Subjekt</i>	5
<i>Die Einsetzung des Zeichens: Brod und Wein</i>	17
1. Die Schrift	17
2. Weingott und Abendmahl	20
3. Die eleusinischen Mysterien	23
4. Zeichen und Intersubjektivität	29
5. Der verstellte Eros	33
6. Das Lyrische als Verschwinden von Präsenz	38
7. Die Nacht	51
8. Das Drängen des Zeichens: der deutende Gott	69
9. Verschiebung, Metapher, Elegie	76
10. Die tragische Konstellation	80
11. Subjekt und Geschichte des Wortes	88
12. »Worte wie Blumen«: die verblümete Rede	99
13. Die Ordnung der Geschichte	101
14. Der erschütterte Text	104
15. Die humoristische Konstellation: Trauer und Allegorie	107
16. Geschichtliche Konstellation und Zeichenstruktur	110
17. Fort/Da	117
<i>Das Subjekt der Vaterländischen Gesänge</i>	121
1. Vaterländische Gesänge und Nachtgesänge	121
2. Pindar: Vaternext und lyrisches Ich	123
3. Der feste Buchstabe und die Deutung des Einen	131
4. Der Dichter und sein Eigentum	136
5. Das gezeitigte Subjekt	145
6. Der Dichter in der Geschichte	148
7. Geschichtliche Erkenntnis und poetische Prophetie	155
8. Ahnung und Ahndung: Gesetz und Strafe	157
9. Die Ahnung der Sprache	161
10. Ahnung und Geschichte	167
11. Rousseau	171
12. <i>Wie wenn am Feiertage</i>	180
13. Vollendetes: <i>Der Rhein und Friedensfeier</i>	188
14. Fragmentierung: Die Überarbeitungen von <i>Patmos</i> und <i>Brod und Wein</i>	211
<i>Anmerkungen</i>	240

»zu sehen übten die Augen sich
und zu lesen die Sylbe der Schriften,
Manche sind von Menschen geschrieben.
Die andern schrieb die Natur«

(Hölderlin, StA II, 689/90)

»in dem weißen Schweigen, das den Beginn der
Erdrunde ankündigte, lernte er den immer anderen
Bauplan der Maschine lesen, die er war aufhörte
zu sein anders wieder war mit jedem Blick Griff
Schritt, und daß er ihn dachte änderte schrieb
mit der Handschrift seiner Arbeiten und dem Tode«

(Heiner Müller, Herakles 2)

Vorwort

Es gibt lesbare und unlesbare Schriften. Befremdlich scheint es, von einer uneßbaren Schrift zu sprechen. Es nimmt nichts vom Befremden, wenn man darauf hinweist, daß ein Zeitgenosse Hölderlins eine Geschichte in der Tat so abschließt, daß er seinen Helden eine Schrift verschlingen läßt. Von diesem Michael Kohlhaas heißt es ja, er sei einer der entsetzlichsten Menschen seiner Zeit gewesen. Das Befremden könnte zum Entsetzen werden, liest man, was hier als Überschrift und Haupt-Titel dem Text vorangeht, im Text, in den Hölderlin es eingeschrieben hat:

und des Täufers

Sein Haupt stürzt und das goldene, lag uneßbarer und unverwelklicher Schrift gleich Sichtbar auf trokener Schüssel. (StA II, 185)

Die Rede ist also vom abgeschlagenen Haupt des Johannes des Täufers in der letzten Bearbeitungsphase des *Patmos*-Gedichts. Mag sein, daß das abgeschlagene Haupt des französischen Königs, an dem die revolutionären Geister in Deutschland sich schieden, mit eingeschrieben ist in diese Schrift. Blicke das Gleichnis, wie noch in der früheren Bearbeitung, bei der unverwelklichen Schrift, wäre es leichter lesbar, wohl auch genießbarer als Gleichnis des lebendigen, unverwelklichen Geistes im toten Buchstaben der Schrift. Man könnte dann behaglich nach altem Brauch Hölderlin weiter zitieren: »Was bleibet aber, stiften die Dichter« (StA II, 189).

Was bleibet aber?

Die Schriften der Dichter, wenn die Umstände der Überlieferung ihnen günstig sind. Aber das meint Hölderlin doch nicht, höre ich sagen; was er meint, ist doch der Sinn jenseits der Schrift. Wenn das es ist, was die Dichter stiften, haben sie ein zweifelhaftes Gut hinterlassen. Denn der Sinn scheint gerade, was fehlt, zumindest, was nicht einfach da ist. Es gäbe sonst nicht so viele Schriften über die Dichter und über Hölderlin im besonderen. Und jede meint, den Sinn zu fassen, den die anderen nicht zu fassen kriegten. Und dem soll also eine neue Schrift hinzugefügt werden?

Es wäre unredlich, behaupten zu wollen, die folgenden Seiten hätten keinen Teil am Haschen nach Sinn. Die Versuchung dazu, die Suche danach läßt sich nicht verleugnen. Und doch ist die Hauptfrage anders gerichtet. Nicht: was ist der Sinn? sondern: wie konstituiert Sinn sich im Schreiben *und* Lesen? Und auch: was fällt dabei ab? Was entzieht sich oder bleibt übrig als uneßbarer, unintegrierbarer Rest? Nicht Interpretation steht also im Vordergrund, sondern die Frage nach dem, was zur Interpretation treibt, sie

ermöglicht und sich ihr entzieht. Dies freilich impliziert selbst wieder Interpretation. Es ist der hermeneutische Zirkel auf einem anderen Schauplatz. Schon die Wahl der Schriften, an denen die Arbeit des Sinns und Nicht-Sinns nachgezeichnet wird, setzt Sinn-Arbeit und Interpretation voraus; diese aber wiederum eine historische Konstellation, in der gerade diese Lektüre dieser Texte einem lesenden und schreibenden Subjekt sich aufdrängt.

So möchte das erste einleitende Kapitel mehr als eine persönliche Hommage an einen Literaturkritiker und Lehrer der Literaturwissenschaft sein, von dem ich gewissermaßen lesen gelernt habe. So sehr in mancher Hinsicht die folgenden Kapitel von der Schreibweise Peter Szondis sich entfernen und andere Schriften sich einmischen, hat Szondi doch die Konstellation vorgezeichnet, in der und aus der ein Weiterschreiben dieser Art erst möglich wurde. Daß er in einer Zeit – und es ist offenbar in der deutschen Literaturwissenschaft weithin noch dieselbe Zeit –, wo Geschichte und Textimmanenz feindlich einander entgegengestellt wurden, darauf bestand, daß Geschichtlichkeit und genaueste Lektüre, ja Versenktsein in den Text, einander unverbrüchlich, wenn auch konfliktgeladen, bedingen, und daß er Modelle solcher Lektüre vorgestellt hat, gibt ihm seine unvergleichliche Stellung in der deutschsprachigen Literaturwissenschaft. Dem möchte auch die vorliegende Hölderlinlektüre folgen. Indem sie *folgt*, wiederholt sie nicht einfach ein Lektüremodell, sondern schreibt es in anderen Konstellationen weiter.

Der Übergang zu den Texten Hölderlins ist nicht einfach einer von Sekundär- zur Primärliteratur. Es ist eine Dichtung, die die Hierarchie von Primär- und Sekundärtext in dem Maße in Frage stellt, als sie sich selbst als Interpretation und Pflege bestehender Buchstaben und Schriften versteht, und dies auf eine Weise, die den »Originaltext« (die von Menschen und der Natur geschriebene Schrift der Geschichte), je mehr sie sich ihm zu nähern versucht, desto mehr verrückt. Gleichzeitig inszeniert und thematisiert diese Dichtung die Arbeit des Sinns als Arbeit des Subjekts in der Geschichte, aber auch als Arbeit des Textes im Subjekt.

Diese Arbeit ist geprägt von Gewalt, schlägt Wunden, hinterläßt Narben. Das goldene Haupt, das der unverwelklichen Schrift gleicht, ist ein Abgeschlagenes, das Gold Blutspur der Geschichte. Nicht anders das symbolische Gold der Kunst: auch es zeigt die Blutspur des Verlustes an. An der Stelle, wo das Wünschen »verblutet ist«, duftet die Lilie »Golden über dem Bach uns auf« (*Der Abschied*, StA II, 27). Auch wo die Enthauptung unblutig als Metonymie sich verschleiert wie in *Brod und Wein*, wo das »sinnige Haupt« Gewinn und Verlust wägt, werden die Wunden der Negation lesbar auf eine Weise, die auch die Dialektik prekär erscheinen lassen.

Im Schnittpunkt dieser Gewalt steht und fällt das Subjekt, Wunden schlagend und Wunden empfangend. Am meisten das, welches der Arbeit der Geschichte sich aussetzt, auch im scheinbar »unschuldigen« Geschäft der Dichtung als Subjekt »vaterländischer Gesänge«. Am Ende steht die buch-

stäbliche Köpfung des eigenen Namens, die Roman Jakobson ingeniös an der Signatur von Scardanelli aufgedeckt hat (vgl. S. 149).

Wozu das alles? Nur um das Gold abzukratzen und die blutigen Wunden der Schrift wie der Geschichte sichtbar zu machen? Das wäre billige Arbeit. Es geht auch um das Gelungene und das Glück, aber so, daß der Rest nicht vergessen wird. Vielleicht daß wir dann, im immer wieder neuen Durcharbeiten, »den immer anderen Bauplan der Maschine«, die wir sind aufhören zu sein und wieder sind, lesen lernen. Es gibt auch die Lust in der Arbeit. Und wenn hier von der uneßbaren Schrift die Rede ist, bleibt doch die Hoffnung, daß die folgende Schrift nicht ungenießbar ist; daß das, was mit Lust geschrieben wurde, auch mit einiger Lust sich lesen läßt.

Baltimore, im November 1982

R.N.